

Thomas Gutknecht

Utopie – eine philosophische Hinführung
(Beitrag zum Seminar „Utopia – ein Experiment. Ein Schreib- und
Diskussionsworkshop“ in Bad Urach am 01.12.2002)

Rationale Meditation über das Nichts, das Noch-Nicht und das Nicht-Mehr
Nachbemerkung nach dem Vortrag als Vorbemerkung: Lesbar auch ab Kapitel II. –
Kapitel I. erschließt sich offenbar nicht ohne weiteres

I.

Wenn es für das „ortlos“ Genannte, das Utopische – paradox genug – eine
„Heimat“ gibt, dann ist es wohl das Denken und Philosophieren. Die Philosophie
ist die Kunst des Fragens genannt worden. Sie ist auch die Kunst des Möglichen.
Denn sie hat ja zu tun mit dem Denken. Dem Denken ist etwas möglich, was ich in
unserem Zusammenhang die Überwindung des status quo nennen möchte.

Zwar ist es eine wichtige Aufgabe des Philosophen, zu sagen, was ist. Darauf
verpflichtet die Wahrheit. Aber denkend treten wir auch für das ein, was sein soll –
und erinnernd, durch Gedächtnis, halten wir bewusst, was schon gewusst war, z.B.
in der Wahrheit der Mythen. Dazu verpflichtet das Gute. Denken ist etwas anderes
als Wolkenkuckucksheime errichten, wengleich Phantasieren und Träumen
dazugehören. Philosophieren geht auf das Ganze, durchstößt die Kuppeln der
Alltagswelt.

Dass aber etwas gedacht werden kann, das nicht ist und was es nicht gibt, ist eben
die Eigenart des Denkens. Und dass damit auch die Kunst des Möglichen anvisiert
ist, liegt auf der Hand. Vielleicht erzähle ich dazu zunächst einmal einen Witz: Der
junge Raffael fragt den Rabbi: „Rabbi, wie geht es, eine gute Frau zu finden?“ „Du
musst mit ihr ins Gespräch kommen. Am besten, Du sprichst ihre Interessen an.
Frauen interessieren sich für Familie, Küche und Philosophie.“ Tags darauf trifft
Raffael die Tabea und versucht sogleich das Erlernte anzuwenden. „Tabea, hast du
einen Bruder?“ „Nein“ lautet die schnöde Antwort. „Tabea, magst du Stockfisch?“
Nach einem kurzen Nein scheint die Unterhaltung schnell am Ende. Da versucht es
Raffael zuletzt noch mit der Philosophie: „Tabea, könntest du dir vorstellen, dass,
wenn du einen Bruder hättest, der dann Stockfisch mögen würde?“ ...

So wie hier die Philosophie eingeführt wird, ist sie in der Tat das Unternehmen, das den Menschen vor allen uns bekannten Lebewesen auszeichnet: in ihr unternimmt es der Mensch, Wirklichkeit aufgrund ihrer Möglichkeiten zu bestimmen. Der Mensch ist Freiheit auch darin, dass er nicht gebunden ist an das (jetzt und so) Gegebene. Was kein bloßes Sinnenwesen vermag, bringt er nämlich denkend zu Wege: er hat einen ungeheuren Phantasieüberschuss über das Umgebungsgebundene hinaus. Phantasie ist das Heraustreten aus der Ordnung der Natur. Ermöglicht wird dies durch Distanzierung. Diese Distanzierung ist zunächst ein Nein. Das Nein besagt, dass das bloß Gegebene, das bedrängend zudringliche Hier und Jetzt, nicht schon alles sei. (Und wenn das Nein auch nur die Differenz von Welt und Eigenwille eröffnen würde...)

Diesen so abstrakt formulierten Gedanken will ich Ihnen erläutern mittels der gemeinsamen Lektüre eines Textes, der – wie ich finde – wunderbar und vorbildlich zur Unternehmung einer Schreib- und Gesprächswerkstatt passt. Es ist eine kleine Perle aus der Sammlung meiner liebsten Tucholsky-Stücke. Sie erkennen den Zusammenhang zum Seminarthema unmittelbar aus dem ersten Satz: „Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist“

Das ist doch die erste Übersetzung von U-Topos, woher „Utopia“ kommt, jenes griechischen Kunstwort, das Thomas Morus, der Vater der neuzeitlichen Utopie, gebrauchte, um in kritischer Distanz zu den Lebensverhältnissen seiner Zeit einen Gegenentwurf zu erdichten. Topos ist der Ort, die angebbare Stelle, die Gegend, ein bestimmter Raum. „Hellados topoi“ heißt Griechenland. Im übertragenen Sinne heißt Topos dann auch Stelle einer Schrift, Abschnitt oder Kapitel, schließlich auch im weiteren Sinn Thema, Stoff und zuletzt Lebensstellung, Stand, d.h. der Ort, an dem man steht. Auch heißt Topos Gelegenheit, das heißt „der rechte Ort, etwas zu tun“. Topos also ist der Ort, und die Vorsilbe „ou“ verneint nun, was das Wort Topos besagt: Utopos heißt: Nicht-ort, Niemandland, Nirgendwo, bezeichnet ein Nicht-da. Wir werden später sehen, dass das Nicht-da vom Raum ins Noch-nicht der Zeit verwandelt wird und verstanden wird als etwas, dessen Ankunft noch aussteht.

In unserem Text liegt eine weitere Variante vor: eine Art „Da“, in dem etwas nicht ist. Welche Kühnheit der Formulierung. Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen: „Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist.“ Lesen wir einmal: „Das Loch ist ein ewiger Kompagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: Es ist beider letzte Rettung, wenn sie von

der Materie bedrängt werden, Loch ist immer gut. (...)

Das Merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwanne der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwanne: Während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekülen des Lochs ... festlig? Dafür gibt es kein Wort. Denn unsere Sprache ist von den Etwas-Leuten gemacht; die Loch-Leute sprechen ihre eigene. Das Loch ist statisch; Löcher auf Reisen gibt es nicht. Fast nicht. Löcher, die sich vermählen, werden ein Eines, einer der sonderbarsten Vorgänge unter denen, die sich nicht denken lassen. Trenne die Scheidewand zwischen zwei Löchern: gehört darin der rechte Rand zum linken Loch? Oder der linke zum rechten? Oder jeder zu sich? Oder beide zu beiden?

Meine Sorgen möchte ich haben.

Wenn ein Loch zugestopft wird: wo bleibt es dann? Drückt es sich seitwärts in die Materie? Oder läuft es zu einem anderen Loch, um ihm sein Leid zu klagen?

wo bleibt das zugestopfte Loch? Niemand weiß das: unser Wissen hat hier eines. Wo ein Ding ist, kann kein anderes sein. Wo schon ein Loch ist: kann da noch ein anderes sein? Und warum gibt es keine halben Löcher? Größenwahnsinnige behaupten, das Loch sei etwas Negatives. (...)

... (gegebenenfalls gesprächsweise Interpretation... dann weiter:)

Ich schließe an den letzten Satz an und setze mich dem Verdacht des Größenwahns aus. „Größenwahnsinnige behaupten, das Loch sei etwas Negatives.“ In der Tat muss man von Negativität sprechen. Aber ist das Nichts denn tatsächlich nichts?

Ich muss Ihnen nun, leider gleich zu Beginn – aber geben Sie nicht so schnell auf - liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ein paar Gedanken zumuten, die sich nicht ganz so leicht erschließen, weil sie eben vom Nichts handeln. Doch gerade das ist die Sache des Geistes, der selbst schon dadurch bestimmt ist, nicht das zu sein, was vorderhand sichtbar ist, sondern vordergründig wie ein Nichts erscheint und dabei eben doch nicht nichts ist. (Erläuterung frei, etwa: Der Denkende scheint immer „abwesend“ zu sein und ist doch ganz bei der Sache...)

Aristoteles hat gesagt, vom Seienden gelte, dass es auf viele Weise ausgesagt werden könne, insofern es dieses ist, was es ist. Vielleicht gilt dies auch vom sogenannten Nichts. Zunächst ist das Nichts die Verneinung von Etwas. Dies gilt auch sprachgeschichtlich. Mittelhochdeutsch ist „etwas“: iht. Seine Verneinung ist n-icht-s. Das Nichts entsteht aus etwas und setzt dieses voraus. Es ist der Widerspruch zum Etwas. Im Sinne dieser ersten Bestimmung des Nichts ist dann

eine Utopie der Widerspruch zu etwas, das vorausgesetzt wird. Der Widerspruch zu der Form des Lebens etwa, die gegeben ist und der widersprochen durch eine Utopie.

Indessen erscheint es so – jedenfalls auf den ersten Blick -, dass das Etwas keinen Widerspruch duldet. Insofern etwas ist, ist es und ist es nicht nicht. Es weist als etwas das Nichts ab. Aber schon hier wird auch deutlich: Etwas, das etwas ist, ist es faktisch. Indem es faktisch etwas ist, steht es unter dem Anspruch, etwas zu sein. Das Etwas als Faktum und das Etwas als Anspruch brauchen sich nicht zu decken, obwohl sie für unser Verständnis aneinander gebunden sind. Häufig ist es so, dass es seinem Anspruch, etwas zu sein, nicht genügt. Dann entsteht aus dieser Differenz die Möglichkeit des Nichts in einem zweiten Sinn, d.h. die Möglichkeit, dass etwas nicht ist (seiner Faktizität nach), was es ist (seinem Anspruch nach). Das Wort Pindars, das an dieser Stelle einfällt, lautet: „Werde, der du bist!“

Man kann nur zur Faktizität entwickeln, was dem Anspruch nach schon da ist. So ist das Mögliche ein Teil des Wirklichen, das aber noch nicht ermöglicht worden ist – vielleicht, weil es noch nicht genügend gemocht wird. Etwas möglich machen heißen wir etwas zur oder in die Wirklichkeit bringen, damit es geschehe, vollzogen, realisiert wird.

Der Anspruch, etwas zu sein, kann aus dem anspruchsvollen Charakter eines Entwurfs kommen. Vom Entwurf her ist das Entworfenen etwas und hat bei sich den Anspruch, etwas zu sein. Aber bisweilen entwirft der Entwurf etwas, und dann sehen wir hin, und dann ist nichts da. Das entworfenen Etwas bedarf offensichtlich als Etwas der Erfüllung durch das Faktische. Bleibt die Erfüllung aus, dann haben wir Etwas, das Nichts ist.

Auf unsere Frage nach der Utopie bezogen: Als Entwurf sind Utopien Topoi, aber insofern sie durch die Fakten unerfüllt sind, sind diese Topoi U-topie. Utopien sind ja kritisch gegen das tatsächlich Bestehende und deuten im Gegenentwurf andere Möglichkeiten an, die im Bestehenden noch verborgen sind. Sie sind Vorschläge der besseren Topoi. Im Englischen braucht man das nicht anders sagen, nur anders schreiben – und damit spielte Thomas Morus ganz offensichtlich bei der Namengebung Utopia – Eutopia. Denn die Vorsilbe Eu- bedeutet „gut“. Eutopie ist ein guter Ort, der Raum für das bessere Leben.

Wir unterscheiden also das qualitative Nichts von jenem erstgenannten Nichts, sofern wir - mit Tucholsky gesagt - eben „Etwas-Leute“ sind. Wer nicht philosophisch geschult ist durch stete Konfrontation mit dem Nichts, dem wird jetzt

vermutlich schwindlig. Denn der Gang der Dinge in der Alltagswelt, der scheinbar so selbstverständlichen Welt des Alltäglichen mit den dazugehörigen
Üblichkeiten, lebt von der Nichtaufdeckung des gar nicht so Selbstverständlichen, als das sich das ausgibt, was eben als selbstverständlich gelten will. Und unisono sagen die Philosophen ja, dass das Wort „selbstverständlich“ nicht in ihren Wortschatz gehört. Nichts versteht sich von selbst, wenn man aufmerkt, das heißt, etwas bemerkt. „Du sollst nicht merken!“ ist der Imperativ des guten braven Bürgers, der traumwandlerisch sicher seinen Weg geht.

Das Loch Tucholskys ist zunächst der leere Raum für ein mögliches Etwas. Damit etwas anderes sein kann als das, was schon ist, muss das, was ist, Platz lassen. Wo etwas ist, kann kein anderes zugleich seine Stelle haben. Der Leerraum ist die Voraussetzung der Veränderung. Man kann nun sagen, dass das Streben den Mangel voraussetzt oder dass dem Streben der Mangel vorausgeht. Wäre die Welt vollkommen, würde es keinen Platz für Utopien geben. Utopia ist Nirgendwo, gerade weil es die vollkommene, wenigstens die vergleichsweise bessere Wirklichkeit: vorstellt (die jetzt von der gegebenen verstellt ist). Damit sie, diese bessere Welt, aus dem Nirgendwo ins Hier und Jetzt geholt werden kann, muss Platz gemacht werden, muss etwas bewegt werden, muss etwas eingerissen werden. Das macht den Platzhaltern und Platzhirschen - verständlicher Weise - Sorge. Die Utopie zeigt sich so als Verneinung und Bedrohung des Faktischen. Auch das Falsche scheint doch etwas zu sein, das sich wehren kann. Die Leerheit oder Unwirklichkeiten des Falschen ist leider nicht nur der leere Raum, in den hinein das Richtige sich ergießen könnte, erstmals, oder aber auch, wie im Falle von Atlantis, um vielleicht einmal wieder aufzutauchen. Utopie drängt zur Verwirklichung, und das kann bedeuten: auch abarbeiten dessen, was stattdessen da ist. Utopie bedeutet die Faktizität löffeln. Subversiv, untergrabend, nennen die Etablierten die Utopier und schimpfen sie Utopisten.

Das Nichts ist nicht nichts, weil es einen dimensional Charakter für uns hat. Das Nichts des leeren Zwischenraumes: das ist jeweils räumliches Nichts. (Denken wir an den Abstand zweier Sterne. Wir entwerfen an der Grenze des einen Sterns seine mögliche Fortsetzung zum anderen hin. Und da, auf dem Hintergrund dieses entworfenen Etwas, zeigt sich: es ist nichts da. Entsprechend gibt es zeitliches Nichts: leere Zeiträume dauernder Stille. Das Nichts ist immerhin die Bestimmung der Dimension für den Vorentwurf des möglichen Etwas. Zwar ist Utopia ein Land, das nirgends ist, und zwar nicht mehr oder noch nicht. Aber es gibt ja den Raum und es gibt das Jetzt, das gestern ein anderes war und morgen ein anderes sein kann. Die Utopie ist ein „Nicht mehr hier“ oder „Noch nicht hier“. Von ihrem Gesichtspunkt aus, da das Denken eben etwas erdenken kann, weil es die

Faktizität von sich absetzt und transzendiert, d.h. überschreitet, ist aber umgekehrt das Hiesige und Jetzige ein Nichtiges, Vergängliches und zu Unrecht Bestehendes. Von Utopia her gesehen ist die bestehende Gesellschaft ein Un-ding. Man ist im Blick auf die Realität geneigt zu sagen: „das darf doch nicht wahr sein!“ – weil es nicht die Wahrheit ist, wie der Vergleich mit dem Ideal zeigen kann. Das wahre Leben ist nichts anderes als eben das Leben – und doch kann man lebendig tot sein. Sie erinnern sich: das faktische Etwas bleibt hinter seinem Anspruch zurück, entspricht nicht sich selbst in dem, was es ist.

Um die Verwirrung in Grenzen zu halten, möchte ich festhalten, dass Sie schon immer mit dem Wort Nichts qualitative Urteile abgeben, ohne im geringsten leugnen zu wollen, dass das, was nichts war, nichts sei. Wenn Sie z.B. am Ende meines Vortrags sagen, das war aber nichts, meinen Sie sicherlich nicht, dass ich nicht gesprochen hätten, sondern dass ich nicht das gesagt habe, was nach Ihrem Urteil hätte gesagt werden müssen oder dass ich nicht so gesprochen habe, wie Sie es von einem guten und besseren Redner erwarten würden und erwartet hätten.

Natürlich versuche ich mein Bestes, aber das Beste ist womöglich eine Utopie. Gerade für die Selbstkritischen gilt, dass sie immer das im Blick haben, was fehlt. Noch einmal Tucholsky, der von einem Bösewicht zu sagen wusste: „Er hatte ein gutes Gewissen, denn er gebrauchte es nie.“ Das ist aber nicht der Sinn des Gewissens. Man darf ein gutes Gewissen haben, wenn dieses sich nicht zu rühren braucht. Aber das Gewissen ist dazu da, gebraucht zu werden. Und im Vollzug meldet es sich das gute eben als das „schlechte“ Gewissen. Ohne Nein, ohne Widerspruch, ohne Negation und Negatives ist das Bessere und die Besserung nicht denkbar.

II.

Der Mensch, so sagt Max Scheler, ist der ewige Protestant. Das meint keine Konfessionsbezeichnung. Der Ausdruck Protestant meint hier: der Mensch ist als geistiges Wesen grundlegend ein Neinsager. Nochmals: gerade das scheint mir die Voraussetzung dafür, dass dem Menschen das Wesentliche, das Wesentlichste und in diesem Sinne Realste gerade das ist, was er in der Welt nicht zu finden scheint, was in ihr ou topon echein, keinen Ort und keine Stelle hat. Danach ist die Welt, wie sie ist, kein Argument gegen die Utopie, sondern die Utopie ist ein Argument gegen die Welt. In den Worten Ernst Blochs, der das Utopische in unserer Zeit rehabilitiert hat: Was „aus der Natur der Sache“ heraus „postuliert“ wird, das ist „demnach auch von utopischer (...) essentieller Realität.“

Bei Bloch finden wir dementsprechend auch den weitesten Utopiebegriff. Sein Ansatzpunkt ist der unerfüllte Augenblick. Die utopische Potenz ist alles, was dazu beiträgt, jegliche Entfremdung zu überwinden. Anders als in dem Aphorismus, der sowohl Horvath wie Nestroy zugeschrieben wird und der lautet: „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komm ich so selten dazu“, liegt die Überwindung für Bloch nicht in der Besinnung und Rückkehr, der Restauratio, der Reformatio, Renovatio oder Renaissance, sondern in der Innovatio, im Prinzip Hoffnung als einem Vorwärtsträumen. Bloch wollte ja sogar den Ausdruck Re-ligio in Pro-ligio übertragen. Denn Gottes Reich ist eine Chiffre für die Zukunft des Menschen, nicht so sehr für seine Herkunft und Wurzeln, seine vorgeschichtliche Heimat. Dennoch gilt auch für Bloch, dass es um eine Erfüllung geht, die dann indifferent für Zukunft und Vergangenheit ist und die Goethe unübertroffen so fasst: O Augenblick, verweile doch, du bist so schön. Der erfüllte Augenblick fasst in sich – zeitlos - das Leben in absolut bejahenswerter Weise.

Interessant sind für mich nun zwei weitere Gesichtspunkte. Zum einen die Zeitstruktur des Daseins. Die Zeitstruktur des utopischen Denkens ist aufschlussreich und führt zum „Futur“. Zum anderen – daran dann unmittelbar anschließend - die Frage, was der Begriff der Hoffnung mit der Utopie zu tun hat bzw. wie Hoffnung in diesem Zusammenhang als Bedingung der Kritik der Utopie zu verstehen ist.

Frau Wittke hatte mich beim Vorgespräch gebeten, kurz zusammenzufassen, „was es geschichtlich an Utopien gab, was der Utopiebegriff hergibt“ und was ich „selbst dazu zu sagen“ weiß. Im übrigen hatte ich freie Hand, und diesen Freiraum habe ich bislang ja schon ausgiebig genutzt. Ich möchte deswegen nun kurz, gleichsam informierend, zur Geschichte der Utopien etwas sagen und in diesem Zusammenhang das Thema der Zeitstruktur des Daseins ansprechen. Und dann werde ich versuchen, etwas systematischer den Utopiebegriff zu bestimmen, philosophisch wenigstens. Das geschieht im Bezug zum Stichwort Hoffnung.

Worüber ich nichts sage, obschon es auch dazugehört, sind die sogenannten Dysutopien oder Antiutopien, Schreckensszenarien für eine Zukunft, die drastisch geschildert wird. So drastisch wie nötig, so glaubhaft wie möglich, damit ihrem möglichen Eintreffen alles entgegengesetzt werden möge. Antiutopien sind in der Regel alle in der Zukunft angesiedelt. Sie interpolieren nach vorne, was einmal passieren wird, wenn wir so weitermachen, wie bisher, und wenn wir die Marschrichtung einhalten. Der Dysutopist ist der Unheilsprophet, der mit seinen Warnungen bewirken will, dass gerade nicht geschieht, wovon er sagt, dass es

geschehen wird. Er sagt zu wenig, wenn er sagt, es könnte geschehen. Er prophezeit, es werde wirklich geschehen. Im Grunde ein kniffliges Problem für die Logik – dies Gegenstück zur sich selbst erfüllenden Prophetie, die im utopischen Denken angelegt ist, in den Entwürfen, die auf ihre Erfüllung warten.

Was die Antiutopien betrifft, erinnere ich also nur an Orwells 1984 und nur ein kleines Stück gebe ich zum besten, wieder als Beispiel für Ihre Schreibübungen, ein beklemmendes Gedicht von Erich Kästner, das eben doch so utopisch gar nicht war. Es gehört zweifellos in den Kreis der utopie-orientierten Literatur unter der Rubrik Dys- oder Antiutopie.

„Das letzte Kapitel

Am 12. Juli des Jahres 2003
lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
dass ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
dass der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen lässt,
als alle Beteiligten zu vergiften.

Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas krieche in jedes Versteck.
Man habe nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.

Am 13. Juli flogen von Boston eintausend
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollbrachten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.

Die Menschen krochen winselnd unter die Betten.
Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

Jeder dachte, er könne dem Tod entgehen.

Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Wüsten entlang. Und es schwamm übers Meer.

Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
Andre hingen wie Puppen zum Fenster heraus.
Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben.
Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.

Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
Die Flugzeuge irrten, mit tausend toten Piloten,
unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.

Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht, was sie wollte.
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.“

Dass die Antiutopie, die Horrorszene immer nur das Künftige vorstellt, hat nicht nur mit jener Erfahrung zu tun, die im Alltag lautet: „Gehabte Schmerzen hat man gern.“ Dieser Umstand gibt vielmehr auch einen Fingerzeig auf die Zeitrichtung utopischen Denkens. Utopien, so sind wir heute gewohnt, werden mit der Zukunft in Verbindung gebracht. Vorbild der Utopien war aber etwas, das an Vorausgegangenem Maß nahm. Der zeitliche Begriff „vor“ sagt ja eigentlich überdeutlich, wie es steht. Für uns hat sich nämlich der Richtungssinn der Zeit gedreht. Wir sehen die Zeit voranschreiten in eine offene Zukunft, die sich gut für allerlei Projektionen anbietet, weil sie selber völlig unbestimmt ist, geradezu ein Nichts. Voranschreiten ist aber ein Vorausschreiten, das zeitlich für uns Nachfolger in die Vergangenheit weisen müsste. Real ist – im Unterschied zur nichtbestimmten Zukunft - die Gegenwart und das, was schon gegenwärtig war, das im Gedächtnis Bewahrte, das in diesem Sinn in unserem Inneren ist, dort, wo wir uns erinnern, wenn wir nur daran denken.

(„Ich dachte“ – d.h.: „Gedächtnis“ kommt von Denken! Und auch „Danken“, was ja ohne Gedächtnis nicht möglich wäre...)

Die Zeit verläuft aus sich von einem „Drüben“ her, von einem Unverfügbaren ausgehend, zu mir hin. Und sie verharrt bei mir, der ich sie bewahre in der Erinnerung. Dennoch geht sie zugleich weiter. Aber eben nicht in die Zukunft, von

der sie nur bzw. als die sie nur als Möglichkeit zum Leben herkommt, sondern genau besehen geht sie vor(aus) in die Vergangenheit. Wir Heutigen sind zurück geblieben gegen jene, die uns voraus gingen. Wir nennen uns, wenn jemand aus dem Leben scheidet – die „Hinterbliebenen“. Wo die Toten schon sind, werden auch wir einmal sein. Sie gehen uns voraus, wir folgen. Daher hatte Thomas Morus den Platon „vor“ sich und nicht wirklich hinter sich gelassen.

Platon also war das Vorbild für die Utopien des 16. Jahrhunderts. Seine Politeia, seine Texte über Atlantis im Timaios und Kritias sind das Vorbild der Utopien. Die Erzählungen von dem sagenumwobenen Reich Atlantis inspirierten erwiesenermaßen Kolumbus dazu, auf den Atlantik zu segeln, um etwas von dem untergegangenen Reich aufzufinden. Atlantis liegt nun aber wohlgerne für Platon 3 x 3000 Jahre vor seiner eigenen Zeit. In diesem goldenen Zeitalter, d.h. in jener Vergangenheit, wird angeschaut oder sichtbar, was als vollendet gelten durfte. Das, was sein soll, bedarf der Bewahrung, gegen Veräußerung und Entfremdung. (Für mich ist das auch viel konsequenter, wenn man den Ausdruck Entfremdung gebraucht. Von dem, was noch nicht ist und erst werden soll, kann man sich nicht entfremden. Das ist einfach noch gar nicht da. Nur das Wesen, auch als das Gewesene, ist entfremdungsfähig. Aus der Fremde in die Heimat finden heißt, schon immer eine Heimat gehabt zu haben.)

Platons Erzählung von den vollkommenen Lebensverhältnissen galt erinnerte an jene Zeit, in der die Menschen unmittelbare verwandt mit den Göttern waren. So nämlich erklärt sich Platon den moralischen Rückschritt und den Mangel an Heroischem: Als die Götter noch mit den Menschen verkehrten, gab es viele Halbgötter, aber zunehmend zogen sich die Götter zurück und überließen die Menschen sich selbst. In der Folge verschwand sozusagen das göttliche Genom weitgehend aus dem genetischen Bauplan der Weltbewohner.

Festzuhalten gilt es jetzt: Es gibt schon von jeher das, was unseren Utopien entspricht: Gegenwelten! Nur waren das nicht U-Topoi, Nichtorte, Niemand- und Nirgendsländer, sondern konkrete, angebbare Orte, konkrete, wenngleich untergegangene und vergangene Orte. Die Kategorie des Nicht-Mehr ging zugunsten der Kategorie des Noch-Nicht verloren. Damit aber ist ein völlig neues Weltverhältnis angezeigt. Atlantis oder die Paradiese waren gedacht als wirkliche Orte in der Welt, geprägt durch die Unmittelbarkeit zu den Göttern oder der Gottheit. Die Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies könnte man womöglich für eine Antiutopie halten. Aber das ist sie nicht. Es handelt sich um eine Ätiologie, um eine Erzählung, die erklärt, warum wir im Schweiß unseres Angesichts arbeiten müssen und uns mühselig und beladen vorkommen. Sie

handelt von geschichtlich gewordener Schuld. Alle Hoffnung ging nun auf die Erlösung. (Bitte behalten Sie diesen Gesichtspunkt für die kommende Frage auf, in der umfassender von der Hoffnung zu sprechen sein wird.)

III.

Wie kommt es nun zu der plötzlichen Verbreitung der Utopien im 16. und 17. Jahrhundert, wo sie sich regelrecht zu einer eigenen Gattung entwickelten, zunächst und zuerst in England, später aber auch in Frankreich und dann in Deutschland? Am besten kann man das so erklären: wenn man in der Geschichte der Philosophie nicht nur ein Sammelsurium von sich widersprechenden Meinungen sieht, sondern eine Logik der Entwicklung von Ideen, dann kann man nach der Tendenz zum Beispiel des Verhältnisses von Moral und Politik fragen. Man sieht dann, dass sich Moral und Politik zunehmend verselbständigen. In archaischen Kulturen ist moralisch richtig, was an sittlichen Geboten durch die Normierung in der jeweiligen eigenen Gemeinschaft gilt. Trotz der Brüche in der griechischen Philosophie, wo auf die Rechtmäßigkeit bestehender Rechtssatzungen reflektiert wird, und ohne die natürlich die Konstruktion eines Gegenbildes von einem besseren Staat unmöglich gewesen wäre, gilt doch, dass Ethik und Politik im Grund übereinstimmen. Die Ethik des Aristoteles ist Teil seiner Politik. Und Platon vergleicht den Aufbau der Seele mit der des Staates. Einzelner und Staat stimmen insofern überein, als nach Platon und Aristoteles niemand vollständige sittliche Reife erlangt, der nicht zugleich auch ein idealer Bürger ist. Die Idealität des Staates ist die Voraussetzung der Vollkommenheit des Menschenlebens.

Spätestens seit Augustinus, d.h. nach der Ankunft des Christentums in der antiken Welt, ändert sich das. Augustin sieht sich berechtigt, die Frage zu stellen, was denn die mächtigen Staaten von erfolgreichen Räuberbanden unterscheidet. So sensibel ist das Gewissen geworden, dass es das Unrecht der Staatsgewalt völlig klar wahrnimmt, einer Staatsgewalt, die in den Händen von Banden und Clans, der selbstherrlichen „Aristokratie“ einer Zeit liegt. Hier darf man durchaus von moralischem Fortschritt sprechen. Das Gewissen ist nunmehr transzendent gegründet im Willen Gottes. Die Civitas Dei ist die Alternative zu irdischen Staatsgebilden, bei Augustinus konkret das Gegenbild zum untergehenden römischen Machtstaat. Aber das hat dann auch zur Folge, dass kein Motiv mehr gegeben scheint, innerhalb der weltlichen Gemeinschaft seine sittliche Vollendung anzustreben. Den Boden hatten dafür schon die stoischen Philosophen bereitet, für die es gleichgültig ist, unter welchen Umständen man lebt, ob als Sklave oder als König. Denn worauf es ankommt, das ist ein Charakter, der jedem Schicksal

gewachsen ist. Augustin sagt dann auch: „Wen Glück nicht verdirbt, den bricht auch Unglück nicht“. Modern gesagt erkannte man das Zufriedenheitsdilemma und setzte auf das Glücksparadox: Dass nämlich gute Umstände nicht zwangsläufig glücklich machen und man umgekehrt sein Glück auch unter widrigsten Umständen finden kann. Das „Ich“ oder das Selbst, das Subjekt emanzipiert sich und treibt Moral und Politik noch weiter auseinander.

Dies ermöglichte, die Sphäre der Politik vorurteilsfrei zu betrachten und das Spiel der Macht zu analysieren. Denn im Politischen wird die Moral nicht vollendet. Kurz nacheinander entstehen gleichsam zwangsläufig die berühmten staatsrechtlichen Texte von Machiavelli und Hobbes. Hobbes behauptet, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei und verbindet mit der Delegation aller Gewalt an den Staat die Verheißungen einer technisch machbaren gemeinsamen Wohlfahrt. Er sieht die Menschen als eigennutzmaximierende Wesen. Der gute Regent organisiert diese selbstzentrierten Willen lediglich so, dass ein Optimum dabei herauskommt. Doch daneben lebt am Beginn dieser Moderne auch ein moralisches Bedürfnis, das sich nicht mit der bloßen Analyse der Macht abfinden kann und das aber nun politisch heimatlos (u-topos) geworden ist. Daraus erwächst ein Überschuss an utopischen Energien und Ideen. Es entstehen also gleichzeitig zwei politische Gattungen in der philosophischen Literatur der damaligen Zeit – und das sollte man beim Thema Utopie berücksichtigen -, zwei Gattungen, die eigentlich komplementär zu einander stehen: die zynisch anmutenden Kompendien des Machtgewinns und Machterhaltes wie Machiavellis „Il Principe“, zugleich aber auch Utopien wie die des Thomas Morus, die auch noch das Vorbild späterer Sozialutopien waren. Staatsutopien betrachten die richtige Staatslenkung, weitergehend etwa Gerechtigkeit und gerechte Ordnungen usw., Sozialutopien gehen vom Bild staatsfreier idealer Gesellschaften aus. Letztere unterstellen von vornherein einen anthropologischen Optimismus, d.h. sie zeichnen das Bild eines von Natur aus guten Menschen.

Der Marxismus war im übrigen wohl auch der Versuch, der theoretisch wie praktisch gescheitert ist, Machiavellismus und Utopismus miteinander zu verbinden. Bis heute gibt es den Gegensatz von kalter Wissenschaft und Moral, von kaltem Realismus und heißem moralischem Fundamentalismus, und es sind Reste von Utopismus, wenn Sozialisten betonen, das Herz schlage links. Das soll doch auch sagen, mit dem Kopf müsse zwar die Eigenlogik des Politischen anerkannt werden, aber das Herz (mit seinen eigenen Gründen, wie Pascal so schön ausführte) suche stets, dieser Logik zu entkommen. Wenn die Restriktion zu groß wird, müsse man Revoltieren oder aber Aussteigen. (Der Ausstieg scheint, wie Lafontaine unter Beweis stellte, die modernste weil wohl bequemste Variante ist. Ob dem Alt-68ger

Joschka Fischer der Spagat gelingt, muss die Zeit zeigen. Viele Grüne zweifeln, ob er das Herz noch am linken Fleck hat...)

Heute dominiert jedenfalls das Politikverständnis des reinen Machtpositivismus, mithin die Schmittsche Unterscheidung von Freund und Feind, worin keinerlei moralische Dignität mehr liegt. Die Moral hingegen gilt als die am meisten gefährdete Ressource. Die Spaßgesellschaft scheint sie aufgeweicht zu haben. Dennoch zeigt z.B. die Jugendstudie, dass jungen Leuten zunehmend der Sinn nach moralischer Erneuerung steht. Der Workshop an diesem Wochenende ist für mich auch ein Zeichen der Zeit, wonach es eben doch um eine Besinnung und um Werte geht. Der Zynismus der westlichen Kultur ist ökologisch und ökonomisch – wie sich immer deutlicher zeigt - an eine Grenze gekommen.

IV.

Was in dieser Situation gefordert ist, beschrieb der Philosoph Georg Picht sogar als „Zwang zur Utopie“: „Die Zeiten, in denen wir von besseren Welten träumen konnten, sind vorüber. Es gibt nur noch eine einzige Utopie, die rational ist. ... Die einzige rationale Utopie wäre ein Weltzustand, in dem die biologische Existenz der Gattung Mensch gesichert ist. Im Unterschied zu früheren Utopien ist diese Utopie nicht ein Spiel mit Möglichkeiten, auf die man auch verzichten könnte; sie ist notwendig.“

“Wir sind zu dieser Utopie gezwungen, obwohl es Mut erfordert zu behaupten, sie sei noch möglich. Für die Technik ergibt sich aus dieser letzten Utopie unserer bisherigen Geschichte ein radikaler Wandel der Zielsetzungen und des Bewusstseins. Wer heute rational handeln will, darf nicht mehr dem Traum von unbegrenzten Möglichkeiten nachjagen. Er muss versuchen, nachzuholen, was Wissenschaft und Technik in den letzten zweihundert Jahren versäumten: die Erforschung dessen, was unentbehrlich ist. Nur gigantische neue Leistungen der Technik werden imstande sein, für die wachsende Weltbevölkerung die elementaren Lebensbedingungen zu sichern. Der größte Teil des heutigen Massenkonsums in den hochindustrialisierten Ländern wird über Bord geworfen werden müssen. Fragt man, was übrig bleibt, so stellt sich heraus: es bleibt alles übrig, was in unserer Kultur einen seriösen Wert hat. Worauf wir verzichten müssen, ist der Plunder, durch den wir nicht nur unsere biologische sondern auch unsere geistige und seelische Umwelt zerstören. Die Forschung allerdings wird in kurzer Zeit eine Schallmauer des Denkens durchbrechen müssen, um zu erkennen, was notwendig ist und was nicht. Nur eine verwandelte Wissenschaft und Technik

können die Krise, in die uns der naive Umgang mit ihren Möglichkeiten getrieben hat, überwinden. Eine zur Vernunft gelangte Wissenschaft ist unsere letzte Chance für die letzte Utopie der menschlichen Geschichte.“ (98f.)

In der Tat ist die Technik, so sieht das auch Ernst Bloch in seinem – dem Umfang und dem Geisteszeugnis nach – riesigen Werk „Das Prinzip Hoffnung“, jenem modernen Musterbeispiel verleblichter Utopie, voller Versprechen. Für ihn gilt aber nicht die Technik selbst als das Problem. Gewiss müsse sie sozial vermittelt werden. Dem gehe aber voraus, dass der Mensch mit sich selbst sozial vermittelt sei. Vernünftige Vernunft, vollständige Vernunft ist genau das, was soziale Vermittlung durch kommunikative Vernunft meint. Das Problem der Moderne ist die Differenz von Zweckrationalität und moralischer Rationalität – darin sind sich linke und wertkonservative Wortführer einig. Erst wenn die Vernunft wieder eine einzige geworden sei, wird eingelöst werden können, woraufhin das Vernunftwesen Mensch angelegt bzw. worauf es angewiesen ist.

V.

Zwei Dinge gilt es noch - von den vielen anderen Aspekten abgesehen – kurz und abschließend zu bedenken. Die Utopien entstehen nicht nur zu einer gewissen Zeit – und sind bezogen auf ihre Zeit. Sie sind selber auch Ausdruck einer ganz bestimmten Auffassung von Zeit, etwa in der Gewichtung der Zeitmodi. Das sagte ich ja bei der Erwähnung des Wechsels vom „Nicht-Mehr“ zum „Noch-Nicht“ schon. Ich will es noch kritisch präzisieren: Anfangszeit oder Entstehungszeit der Utopien ist die Renaissance, die in Wahrheit keine Wiedergeburt durch Rückkehr, sondern wirklich Neuheit war. Es entsteht die Neuzeit, die nicht nur die jüngste Geschichte meint, sondern das Zeitalter des Vorrangs des Neuen. Dort wird der Mensch in den Mittelpunkt gestellt. Das ist eine völlige Neuheit. Der Streit um Galilei war auch ein Streit um die Stellung des Menschen vor Gott und die Interpretation seiner Gottebenbildlichkeit. Er hat als Ebenbild Gottes, wie er sich neuzeitlich versteht, die kühne Idee, als homo creator seine Geschichte und seine Welt der Gesetzgebung seiner Vernunft und seiner Vorstellungskraft zu unterwerfen. Die Grenzen der bekannten Welt wurden gesprengt. Die Entdeckung Amerikas war die Bestätigung für diese Abenteuerermenschheit, deren größte Abenteuerlichkeit in dem Vorurteil bestand, dass die Vernunft alles vermöchte. Die Utopie der Utopie, so könnte man sagen, ist nicht die Phantasie, sondern die Unbedingtheit der Vernunft!

Von da an suchte man die Wahrheit nicht mehr in der Tradition und in

Überlieferungen, sondern auf dem Feld der unbegrenzten Möglichkeiten. Utopisches Denken geht Hand in Hand mit dem Verständnis von Wissenschaft als einer Entdeckungsfahrt in die Zukunft. Das Motto lautet: Wissen ist Macht. Solange Wissen „betrachtende Theorie“ war, wusste es sich als Verehrung. Als Machtanspruch verwandelt sich aber alles Wissen. Aus diesem Bewusstsein entwickeln sich einerseits die politisch-soziale Utopie und andererseits die naturwissenschaftlich-technische. Die erstgenannte beherrscht heute noch viele Länder der Dritten Welt, letztere uns selbst, die wir in einem Industriestaat leben. Moderne Gesellschaft, die sich solcher Vernunft verschrieben haben, verstehen sich zwangsläufig als „Prozess“. Ihr Prinzip ist nicht Stabilität, sondern Innovation, ihre beherrschende Tendenz das nie zum Stillstand kommende „Wachstum“ – nicht durch Komplexität, sondern zuerst rein quantitative Expansion. Stillstand würde als Bedrohung erfahren. Stabiles wird destruiert. Aus der utopischen Grundstruktur der ganzen Moderne folgt, dass sie nur so sich sichern zu können meint. Sie ist ganz am Zeitmodus Zukunft orientiert. Diese aber ist eben das Nichts. Auch die Vergangenheit ist nicht mehr, aber sie ist da im Gedächtnis. Gewiss, im antizipierenden, vorwegnehmenden Denken ist auch Künftiges angedacht. Doch das Gedächtnis der Zukunft ist die Sorge.

Dies, ihr Sorge- und Angstcharakter, spricht deutlich genug das Problem aus. Angst und Sorge um das künftige Lebenkönnen wird überspielt durch die Lust der Zukunft: den Bau von Luftschlössern. (Evtl. Witz: Neurose: Bau von Luftschlössern, Psychose: Bezug von Luftschlössern, Psychiater: kassieren Miete – übertragen: Gewinner der Globalisierung = Mietwucherer?)

Die Moderne ist so sehr bestimmt von Wunschbildern, die sie als Ziele der Geschichte projiziert, dass sie durch diese Pläne gar nicht mehr frei Lebenszeit als Zeit erwarten kann. Die Utopie der jüngeren Moderne ist keine Gegenwelt mehr wie noch bei Morus, sondern der bloße Plan, der sich mit einer Prognose verbindet, weil man Kausalität nach Vorwärts unterstellt. Die alte Utopie hatte kritische Funktion, die neue tritt dogmatisch auf. Sie entwirft ein Bild von der Welt, wie sie sein wird, wenn man den Futurologen folgt, weil sie so werden muss. Dies Utopien dienen nicht der Selbstkritik, sondern fördern Unzufriedenheit und Undank, schon jetzt leben zu müssen und nicht erst später, d.h. jetzt nur Sprungbrett künftiger Generationen zu sein und nicht selber Ziel oder erfülltes Moment der Geschichte. Vielleicht ist es verborgener Neid und sicher auch Ungeduld, der die heutige Menschengeneration solchen Raubbau am Kapitalstock der Weltmöglichkeiten treiben lässt. Jedenfalls ist es so, dass sich die Wissenschaft der heilbaren Zukunft angenommen hat und unser Segen zu sein beansprucht. Die Phantasie ist von der Utopie in die Dysutopie, in die Antiutopie übergewechselt. Und die zwiespältigen Auswirkungen der Wissenschaft, Technokratie und Bürokratie sind ein dauerndes

Thema dieser Literatur, die ihren Platz zwischen science fiction und Gesellschaftskritik, aber nicht mehr in der Philosophie zu behaupten weiß.

VI.

Was aber nun unser Verhältnis zur Zukunft betrifft, ist zu sagen: Wir müssten uns stattdessen dem öffnen, was unverfügbar ist. Deshalb möchte ich abschließend etwas zum Stichwort Hoffnung sagen und meinen Eindruck mitteilen, dass modernes utopisches Denken geradezu Ausdruck von Hoffnungslosigkeit ist. Dazu in aller Kürze dies: Die Pro-gnose ist eine Gestalt des Wissens, Utopie dagegen müssten ein Spiegel unserer Hoffnungen sein. Werden Utopien konzipiert wie Romane, die auf ein happy end angelegt sind, ist dies aber Vorwegnahme der Erfüllung und somit ebenso wie bei der Vorwegnahme der Nichterfüllung, der Verzweiflung also, das schiere Gegenteil von Hoffnung. Übersehen wird, dass wenn der Mensch als Subjekt der Planung Zukunft produzieren will, er sich in ein Objekt planenden Verfügens verwandelt. Die Utopien, die wir produzieren und verwirklichen wollen, berauben uns also geradezu jeder Hoffnung.

Die alte Weisheit lehrt, dass wer drei Wünsche frei hat, zumeist den dritten benötigt, um die beiden ersten unschädlich zu machen. Das Meiste, was wir Hoffnung nennen, ist nichts als eine Projektion unserer Begierden und unserer Vermessenheit, also Wahn: „Wir werden nur zur Vernunft gelangen, wenn wir uns von dieser Form des Hoffens befreien. Nun haben aber die Griechen zugleich gelehrt, dass die Menschen ohne Hoffnung nicht leben können. Man hat aus dieser Lehre herausgelesen, dass wir der trügerischen Hilfe der Hoffnung bedürfen, um uns über eine grausame Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Dann wäre die Illusion eine Existenzbedingung unserer Gattung; das Lebewesen, das den Logos hat, wäre dann das Tier, das sich selbst betrügen kann. Diese Deutung setzt voraus, dass jene Hoffnung, ohne die wir nicht zu leben vermögen, mit der Hoffnung, die uns betrügt, identisch ist. Das aber wäre ein offenkundiger Widersinn, denn der Wahn des selbstverblendeten Hoffens führt ins Verderben. Das, was den Untergang bereitet, kann nicht zugleich Existenzbedingung sein. Es gibt also zwei verschiedene, sich wechselseitig ausschließende Gestalten der Hoffnung: der trügerischen tritt die wahre Hoffnung entgegen. Die wahre Hoffnung hebt die trügerische auf, indem sie deren Illusion enthüllt. Die illusionäre Hoffnung hebt die wahre auf, indem sie deren Stimme verdrängt. Aus solchem Verdrängen speist sich das utopische Denken; es geht aus einer Geistesverfassung hervor, die man im genauen Sinn des Wortes als "Hoffnungslosigkeit" bezeichnen muss, denn es entspringt aus einer Negation der wahren Hoffnung.

Der Christ wird durch die Rede von der "wahren Hoffnung" auf die Trias "Glaube, Hoffnung, Liebe" verwiesen (1. Kor 13). In dieser erschließen sich Formen der Welterfahrung, von denen die Philosophie nichts weiß. Die Differenz verschiedener Formen der Erfahrung kann aus den Sprachformen abgelesen werden, in denen sie sich authentisch darstellt. Christliches Denken ist in allen Epochen seiner Geschichte der Versuchung erlegen, Aussagen, die seine Antwort auf die Offenbarung enthalten, mit jenen Aussagen zu vermengen, in denen sich unser innerweltliches Wissen ausspricht. Die primäre Sprachform des Glaubens ist das Gebet. Die verborgene Gebetsstruktur bleibt auch erhalten, wenn sich Glauben in der dogmatischen Form apodiktischer Aussagen artikuliert. Es ist aber unzulässig, Gebete als Vernunftkenntnisse auszugeben. Ich halte den Synkretismus von Glauben und Wissen in allen seinen Formen für einen Irrweg. Das Studium der „Futurologie“ hat mich an der Schwelle der Hoffnungslosigkeit zu der Erkenntnis geführt, dass es nicht darauf ankommt, eine neue Synthesis von Glauben und Wissen zu erkennen. Die schmale Bahn für eine Zukunft der Menschen verläuft im unsichtbaren Zwischenraum dieser Differenz. Das Zeichen, das uns diese Differenz erkennen lässt, ist das Kreuz. Weil Glaube sich zu allen übrigen Formen menschlichen Denkens inkommensurabel verhält, würden wir uns auf einer falschen Ebene bewegen, wenn wir versuchen wollten, der griechischen Lehre von der "elpis" die Hoffnung des Evangeliums entgegenzustellen; diese wird verraten, wenn man sie geistesgeschichtlich verrechnet. Zwar ist die europäische Tradition durch die Hoffnung der Bibel und ihre blasphemischen Missdeutungen bestimmt; so oft wir von "Hoffnung" reden, bewegen wir uns, ob wir das wollen oder nicht, im Wirkungsbereich des Alten und des Neuen Testaments; methodisch aufgeklärtes Denken muss sich darüber Rechenschaft ablegen. Daraus folgt aber nicht, dass es methodisch zulässig wäre, die Sprachform der biblischen Hoffnung das Gebet mit der Sprache des Wissens zu vermengen.“ (Picht a.a.O. 112f.)

Die jüngeren Utopien ließen sich von der Fata Morgana unbegrenzter Möglichkeiten verleiten. Aber Möglichkeit gibt es immer nur in Grenzen, so wie Freiheit und Bindung zusammen gehören. Die Grenzen des Menschen sind die Strukturen der Wirklichkeit. Bisher hatte ein Eingriff in die derart vorgegebenen (sozusagen transzendentalen) Strukturen regelmäßig fatale Folgen. Hoffnung ist - anders als zuversichtliche Erwartung - gerade auf das gerichtet, was wir nicht wissen. Damit schließt sich jetzt der Kreis – vielleicht etwas zu schnell und zu abrupt. Denn wir kommen wieder auf ein Nichts wie zu Beginn der Überlegungen: Dieses Mal zum ist das Nichts gekennzeichnet als Nicht-Wissen, präziser als Nichtwissen des mit dem Wort Tod gesagten, zum radikalsten Nichts, dem Tod selbst. Denn die Zukunft alles Lebendigen – tut mir leid, das so unvorbereitet sagen

zu müssen – ist eben der Tod. Der Tod ist nach Bloch die Nicht-Utopie schlechthin. Der Tod macht jede Utopie zunichte. Aber eben nicht jede Hoffnung. Jedenfalls nicht die wahre Hoffnung. Die einzig wirklich gewusste Zukunft von uns allen ist der Austritt aus der Zeit - Zunächst aus jener, die wir nicht mehr erleben werden, aber mehr noch der Exitus aus aller Zeit schlechthin. Für das Leben im Ganzen, für die Gattung also, ist der Tod der Einzelnen notwendig und für das Leben der Gattung und ihre Erneuerung daher auch „richtig“. Aber der einzelne Mensch als „Existierender“, der Person und der „unbedingter“ Selbstzweck ist, kann das so nicht nachvollziehen. Daher lebt der Mensch, der gerade das Wesen ist, das zugleich, weil es um seinen Tod weiß, auch Nein sagen und das Nichts denken kann, nur gut mit Hoffnung und aus Hoffnung. Zwar weiß der Mensch immer zugleich sich selber und auch die Gattung in sich, doch er lebt für sich und nicht „als“ die Gattung. Der Egoismus – biologistisch betrachtet – ist etwas vorläufiges. Der Selbstbezug, der existentiell betrachtet den Menschen zur Person macht, hat die Gründung des Menschen in der Übernatur zur Voraussetzung und diese Sicht wurde durch das Christentum in die Welt gebracht. Seitdem unterscheidet man Selbstaufgabe von Selbsthingabe. Das war dem mittelalterlichen Menschen offenbar geläufiger. Daher brauchte es in der sich ganz und gar christlich interpretierenden mittelalterlichen Welt auch keine Utopien. Dieser Ausgang von der Würde des Menschen hängt aber am Erhalt der Beziehung zum Grund der Würde. Wer Hoffnung in diesem Sinn hat, dass sie ihn an ein Absolutes bindet, das ihn von der Sorge um sich befreit, der ist zugleich fähig zur Verantwortung. Nochmals zitiere ich hier Georg Picht: „Wenn Hoffnung uns von dem Zwang befreit, unser Wünschen und Denken reflexiv auf unsere vermeintliche Identität zurückzubeziehen, so erschließen sich Möglichkeiten des Denkens und Handelns, die in der christlichen Tradition seit dem Spätmittelalter durch das Wort "Verantwortung" bezeichnet werden. Man denkt und handelt dann aus Verantwortung, wenn man bereit ist, für die Folgen seines Handelns einzustehen. Das klingt wie ein moralisches Postulat, das man annehmen oder auch ablehnen kann. Tatsächlich aber werden wir gar nicht gefragt, ob wir aus Verantwortung leben wollen oder nicht. Denn ein Lebewesen, das die Möglichkeit hat, sein Verhalten nach seiner Erkenntnis zu richten, ist in den Horizont möglicher Verantwortung gestellt, ob es will oder nicht. Es wird durch sein Denken und sein Handeln unausweichlich einen bestimmten Einfluss auf die geschichtliche Evolution ausüben. Nichts erspart uns, dass wir die Folgen unseres Denkens und Handelns tragen müssen. In den Menschen hat die Evolution eine Stufe erreicht, auf welcher der gesamte Umkreis der Verhaltensformen durch ihr Vermögen zu denken mitbestimmt wird. Sind wir in einem Netz von Irrtum gefangen, lassen wir uns von Vorurteilen verführen und jagen wir falschen Hoffnungen nach, so wird auch unser Verhalten missleitet. Wir handeln dann falsch, weil wir falsch denken.“

Verantwortung impliziert deshalb die Forderung, im Rahmen unserer Möglichkeiten die Wahrheit zu erkennen und nach ihr zu handeln. Wer Verantwortung wahrnimmt, tritt in das Bewusstsein ein, dass ein Umkreis von Leben, der über ihn selbst hinausreicht, von der Wahrheit seiner Antizipation abhängig ist. Der Satz "Die Wahrheit der Vernunft hängt ab von der Wahrheit ihrer Antizipationen" hat im Horizont der Verantwortung eine zwingende Kraft. Keine Argumentation befreit uns von der Erkenntnis, dass wir aus Unvernunft gehandelt haben, wenn unsere Antizipationen illusionär waren. Wir haben gesehen: unsere Antizipationen werden stets durch unsere Hoffnungen bestimmt. Ihr Trug entspringt aus falscher Hoffnung. Nur Hoffnung, die sich von dem Wahn des falschen Hoffens gereinigt hat, nur wahre Hoffnung erschließt den Horizont, in dem wir unserer Verantwortung genügen können. Deshalb ist wahre Hoffnung für die Menschen Grundbedingung des Lebens und damit auch ihrer Verantwortung; sie ist die Bedingung der Möglichkeit ihrer Vernunft.“ (a.a.O. 124f.)

In diesem Sinn gilt, dass Wahrheit frei macht und menschliches Heil als Wahrheit zu denken ist. Vielleicht ist das zu sonntäglich gesagt für den Beginn Ihrer Arbeit heute morgen, liebe Zuhörerinnen und Hörer. Aber ich wollte diesen letzten Punkt nicht verschweigen. Nicht, weil ich auch Theologe bin. Sondern, weil es schon Sache des Philosophen ist, nichts auszulassen, was relevant sein könnte. In meiner Darstellung musste ich auf die Breite ohnehin viel auslassen. Aber mir kam es hier auf die Tiefe an und ich hoffe, dass das Eindringen in die Weisen des Nichts, welches die Verneinung von Topos in U-topia nahelegt, auch beitragen konnte, das Positive des Phänomens Utopia zu ahnen. In dieser Ahnung zeigt sich dann eine Art „Frömmigkeit des Denkens“, welche offenbar als der geistige Instinkt des Wesens Mensch zu bezeichnen ist. Mit diesem Instinkt ausgerüstet, streben wir. Wir sprechen so, weil wir – wie Tucholsky sagte – „Etwas-Leute“ sind. Die Transzendenz aber muss es wohl sein, die uns, um nun in einem anderen Bild zu sprechen, eine Wunde geschlagen hat. Utopien können Zeugnisse transzendentaler Verwundung sein. Hoffnung aber ist die ihr ganz sicher ent-sprechende Ant-Wort.

Ich danke Ihnen für die Geduld beim Hören und Mitdenken und wünsche Ihnen den Mut zur Hoffnung und die Gabe der Unterscheidung der Geister, auch der Geister der Utopien.